Gundolf und Johannes von Müller

Autor(en): **Schib, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **43 (1966)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-841265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gundolf und Johannes von Müller

Von Karl Schib

Vor einiger Zeit erhielt die Stadtbibliothek Schaffhausen die Mitteilung, im Institute of Germanic Studies der Universität London befinde sich das Manuskript einer Johannes-von-Müller-Biographie aus der Feder von Friedrich Gundolf. Der berühmte Goethe-Biograph und Shakespeare-Uebersetzer Friedrich Gundolf war 1931 in Heidelberg gestorben. Seine Familienangehörigen wichen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nach Holland und später nach England aus. Das Vorhandensein des Gundolf-Nachlasses in London war bekannt, dass sich aber darunter eine Müller-Biographie befinden sollte, war keine geringe Ueberraschung.

Der Schreibende befasst sich seit Jahren mit der Biographie Johannes von Müllers und hofft, seine Arbeit noch im laufenden Jahre veröffentlichen zu können. Mit Spannung wurden deshalb nähere Angaben über das Gundolf-Manuskript erwartet. Die Mitteilungen des Londoner Instituts schufen rasch Klarheit darüber, dass nicht eine Biographie vorlag, sondern Lesefrüchte Gundolfs, die drei Jahrzehnte von Müllers Leben umfassen und die Materialien zu einer Müller-Biographie hätten werden können. Die Stadtbibliothek Schaffhausen erhielt einen Mikrofilm des 692 Seiten umfassenden Manuskriptes; dessen Lektüre bestätigte jene Angaben; aber es zeigte sich auch, dass es Lesefrüchte eines Meisters waren, die nicht einfach der Vergessenheit überantwortet werden sollen.

So mag die Begegnung mit dieser Zettelmasse Anlass sein, Gundolfs Beschäftigung mit Müller etwas näher zu verfolgen. Der Historiker darf ja dankbar anerkennen, dass Gundolf die Geschichtsschreibung als geistige Schöpfung betrachtete, die den Literarhistoriker ebenso angeht wie die Dichtung im engeren Sinne. Wir machen denn auch die überraschende Feststellung, dass sich Gundolf schon in seiner Frühzeit mit Müller befasste und dass er ihn zeit seines Lebens im Auge behielt. In seiner Dissertation über «Caesar in der deutschen Literatur» erwähnte der Dreiundzwanzigjährige, dass Müller in Herders Stil Caesars Ermordung beklagt und ihn als grössten Helden

gefeiert habe. 1907 berührte Gundolf in einem Artikel «Ein Aufsatz Schellings» das Verhältnis zwischen dem romantischen Philosophen und dem Geschichtsschreiber Müller[1]. Im selben Jahre veröffentlichte er Romantiker-Briefe, in denen der Geschichtsschreiber einfach als «unser Johannes» figurierte; 1908 gab Gundolf Henrik Steffens' Lebenserinnerungen in Auswahl heraus und berücksichtigte dabei die meisten Müller betreffenden Stellen. In einem Briefe schreibt er 1910 an Herbert Steiner[2]: «Ich arbeite an J. Müller ohne viel Freude und Fortschritt und fühle die Last der Shakespeareübersetzung.» 1911 hielt Gundolf an der Universität Heidelberg einen Probevortrag über Müllers Schweizergeschichte. Müller-Worte beginnen ihm in die Feder zu fliessen; er schreibt zu dieser Zeit an Stefan George: «Ich sehe, wie Joh. Müller sagt, dass es mir unmöglich sein wird, kein Buch über Dich zu schreiben.» Längst hatte ihn der Gedanke beschäftigt, nach Schaffhausen zu gehen, um den Müller-Nachlass einzusehen. 1905 hatte er an George geschrieben, Schaffhausen liege einstweilen noch nicht in unmittelbarer Nähe; «vor Ende des Monats werde ich wohl kaum abreisen, falls Du es nicht für nötig findest, dass ich früher hingehe[3]». Gundolf gehörte dem George-Kreis an und wollte keinen Schritt tun ohne des Meisters Zustimmung. George stimmte dem Plane eines Schaffhauser Aufenthaltes zu, und schon am 26. Mai 1905 erhielt er von Gundolf einen Brief aus Schaffhausen: «Jetzt bin ich endlich gelandet und habe gleich eine mir vollkommen passende Wohnung gegenüber der Bibliothek an einem grossen freien Platz für 15 Fr. Heute will ich auf die weitere Suche gehen, ob ich für Dich eine etwas mehr im Grünen finde. Die Landschaft scheint zwar ganz hübsch, aber nicht der grösste Reiz dieses Städtchens zu sein, das noch recht mittelalterlich anmutet.» Am 11. Juni schrieb Gundolf einen weiteren Brief an George, erwähnt dessen bevorstehenden Besuch und berichtet über die Arbeit: «Von mir nichts, als dass ich Tag und Nacht arbeite, wenig rede und epistuliere, also im Ganzen Dir keine Unannehmlichkeiten drohe.» Aus einem Briefe vom 22. Juni an Wiesi de Haan vernehmen wir, dass George wirklich nach Schaffhausen gekommen ist — «was aber meinen Lebenslauf und meiner Tageseinteilung

---

[1] Friedrich Gundelfinger, *Ein Aufsatz Schellings* (Preussische Jahrbücher Bd. 130, Berlin 1907, S. 201—208). Vgl. meinen Aufsatz «Bisher ungedruckte Briefe Johannes von Müllers (Schaffh. Beitr. Heft 40, 1963, S. 124 f. und 146 f.).

[2] Friedrich Gundolf, *Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius*, eing. und hgg. von Lothar Helbling und Claus Victor Bock, 1963.

[3] Stefan George, *Friedrich Gundolf, Briefwechsel* hgg. von Robert Boehringer mit Georg Peter Landmann, 1962, S. 164 ff.

nichts verändert», schrieb Gundolf. Mehr vernehmen wir nicht von seiner Arbeit in der Schaffhauser Stadtbibliothek. Gewiss hatte er sich in den wenigen Wochen seines Schaffhauser Aufenthaltes ein Bild vom Reichtum des Müller-Nachlasses verschafft.

Der schweizerischen Oeffentlichkeit wurde Gundolfs Beschäftigung mit Müller bekannt, als er im Herbst 1921 im Literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen, Zürich, einen Vortrag über Johannes von Müller, Müllers Schweizergeschichte als Sprachdenkmal, hielt, der ein Jahr später in der Zeitschrift «Wissen und Leben» veröffentlicht wurde. Mit Georges Einverständnis besorgte Gundolf hierauf eine Auswahl aus Müllers Schweizergeschichte mit dem Text des Zürcher Vortrages als Einleitung[4]. Im Glanze von Gundolfs Prosa erlebte Müllers Sprachkunst eine Auferstehung, die manche Zeitgenossen überraschte. Ein Schüler Gundolfs, Werner Kirchner, spricht in bezug auf diese Würdigung Müllers von einem Vorgang besonderer Art; «denn wohl zum ersten Male geschah es, dass bei den Deutschen ein früherer Geschichtschreiber, der sich in keiner Weise mehr auf die Mittel und Wege der im 19. Jahrhundert begründeten Wissenschaft beziehen liess, kraft anderer Masse gegenwärtig wurde; dergleichen widerfuhr allenfalls den antiken Historikern. Natürlich musste die Erkenntnis von Müllers sprachlicher Kunst auf seine tiefen Blicke in die Geschichte führen; wie gäbe es historische Schriftstellerei an sich[5]?»

Man darf annehmen, dass Gundolf in seiner Goethe-Biographie vom Jahre 1916 Müller stärker berücksichtigt hätte, wenn seine Vertrautheit mit dem Geschichtsschreiber schon fortgeschrittener gewesen wäre. Als eigentliches Resultat seiner Müller-Beschäftigung flocht er eine geradezu glänzende Charakterisierung Müllers in sein Buch «Caesar, Geschichte seines Ruhmes» ein[6]. Was Gundolf handschriftlich an Müller-Materialien hinterlassen hat, liegt zeitlich vor dieser ebenso gerafften wie gereiften und sublimen Würdigung. «In einem kleinen Gemeinwesen», so beginnt Gundolf, «wo Politik von den Bürgern nicht nur erlitten sondern gemacht wurde und alte Ueberlieferung noch in sichtbarer Kraft stand, und in Kabinetten deutscher Höfe reifte der Historiker heran der mit dem weiten Geschichtsblick seines Führers und Freundes Herder die genaue

---

[4] *Johannes von Müllers Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft*, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Gundolf. Die Schweiz im deutschen Geistesleben Bd. 15.

[5] Werner Kirchner, *Studien zu einer Darstellung Johannes von Müllers*. Diss. Heidelberg 1927, S. 7.

[6] Friedrich Gundolf, *Caesar, Geschichte seines Ruhmes*. Berlin 1925, S. 244 f.

Sachenkunde und Bücherfreude des strengen deutschen Archivgelehrten verband, mit der schwellenden Begeisterung des edlen Jünglings ungeheures Gedächtnis und unermüdlichen Bienenfleiss, mit dem geduldigen Scharfsinn des geschulten Forschers die rege Umsicht und Geschäftserfahrung des Weltmanns, mit dem selbstgenugsamen deutschen Wissensernst das französische Wirkungsverlangen, mit der umfassenden Gelehrsamkeit eine an den Alten, zumal an Tacitus, erzogene und durch Rousseau erweckte Redegabe... Müller kam weder von einer religiösen Spannung noch von einem Denkproblem noch von einem Gesellschaftsdruck her zur Geschichtsbetrachtung sondern von der reinen Liebe zum Wissen dessen was eigentlich geschehen ist, zunächst in seinem Vaterland, dann in der Welt, und von der Sehnsucht nach den denkwürdigen Erscheinungen der Vorzeit. In dieser umfassenden Geschehniswissensliebe hat ihn nur ein Mann erreicht, sein Erbe und Vollender Ranke.»

Gundolf gab seinem heute im Nachlass liegenden Manuskript den Titel «Materialien, Citate, erste Verknüpfung, Einfall, sehr rohe erste Niederschrift». Er resümierte und kommentierte in chronologischer Ordnung als aufmerksamer Leser von Müllers Sämtlichen Werken, auf die am Rande gelegentlich verwiesen wird; nur selten wird ältere Literatur über Müller angeführt; neuere bleibt ganz unerwähnt. Ungedruckte Quellen hat Gundolf nicht benutzt; von einem vollständigen Quellenfundament kann deshalb keine Rede sein; aber als Meister geisteswissenschaftlicher Synthese hat er helles Licht auf einzelne Episoden von Müllers Leben und Geschichtsschreibung zu werfen verstanden. Jede Kritik am Ungenügen und Skizzenhaften des Gundolfschen Materials verstummt übrigens angesichts seiner eigenen Charakterisierung des Manuskriptes. Er setzte unter den oben erwähnten Titel den Vers:

«Kein Wort bleibt stehen, wie es stund,
Am Anfang war allein der Schund.»

Dass diese Selbstkritik zu weit ging, mögen die folgenden Hinweise belegen[7]. — Uebrigens ist aus dem Nachlass Gundolfs eine ausgearbeitete Studie historiographischen Charakters veröffentlicht worden, die zwar mit Winckelmann, also vor Müller, abbricht, in einzelnen Bemerkungen aber zeigt, wie intensiv Gundolf sich auch hier mit

[7] Mit Erlaubnis des «Institute of Germanic Studies» der Universität London wurden in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 5. Juni 1966 eine Anzahl Abschnitte aus Gundolfs Manuskript abgedruckt.

Müller beschäftigte[8]. Gundolf ist auch hier wie öfters auf die Beziehung zwischen Müller und Ranke zu sprechen gekommen: «Doch sein [Rankes] Statthalter in der eigentlichen Historie, der Begründer zugleich wissenschaftlichen und künstlerischen Geschichtschreibung, Rankes nächster und grösster Vorgänger und — was man meist unterschätzt hat — sein zuerst fast sklavisch nachgeahmter Meister, Johannes von Müller, war geradezu besessen und behext von Geschichtschreibmustern aus dem Altertum: Caesar, Thukydides, Tacitus.»

Im Juni 1804 ernannte der preussische König, Friedrich Wilhelm III., Johannes von Müller zum Hofhistoriographen des Hauses Brandenburg mit der besonderen Aufgabe, die Biographie Friedrichs des Grossen zu schreiben. Dass Müller diese Biographie nicht geschrieben hat, ist bekannt; weniger bekannt ist, wie intensiv er sich schon vor der Uebernahme jenes Auftrages mit der Persönlichkeit König Friedrichs auseinandergesetzt hat. Heinrich Ulmann hat die Beziehungen Müllers zu Friedrich dem Grossen zum Thema einer Universitätsrede gemacht und darin Müllers Reden über Friedrich vom Januar 1805 und 1807 erwähnt; Müllers wichtigste Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Friedrichs, die Besprechung seiner Werke, blieb dabei ganz im Hintergrund[9]. Gundolf hingegen erkannte sofort die Bedeutung von Müllers Besprechung, der umfangreichsten, die er je geschrieben: Müller habe damit dem Schöpfer des Fürstenbundes ein vorläufiges Denkmal setzen wollen. «Hier stellte er noch einmal das riesenhafte Bild des Helden auf, mit allen persönlichen Umrissen, ohne die Verschwommenheit, die in seinen späteren Berliner akademischen Reden die Gestalt mit Nebel umgibt.» Die Besprechung der «Histoire de mon temps» nimmt den grössten Raum ein. «Der Vergleich mit den Alten war Müller unentbehrlich, und es war ihm fast unmöglich, bei einer Charakteristik von diesem Hintergrund und Mass abzusehen, das für ihn das Menschliche selbst war.» Gundolf zeigt, wie Müller in den Schriften Friedrichs die

---

[8] *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung.* Herausgegeben von Elisabeth Gundolf und Edgar Wind. Amsterdam 1939, S. 4.

[9] Heinrich Ulmann, *Der Geschichtsschreiber Johannes von Müller und Friedrich der Grosse* (Preussische Jahrbücher Bd. 58, 1886, S. 150—160 — Müllers Besprechung der Oeuvres posthumes de Frédéric II., Roi de Prusse, erschien 1789 in der Allg. Literaturzeitung Nr. 48—57; sie ist wieder abgedruckt in den Sämtlichen Werken Bd. X, S. 70—139. Müller schrieb darüber an seinen Bruder am 30. Januar 1789, er habe «mit Freiheit geschrieben und wisse nicht, ob es unverändert abgedruckt werde. SW V 246.

am Joachimsthalschen Gymnasium, wenig Gebalt und viel pedantische Schärfe lehrte Müller bald gelangweilt und entschieden ab. Müller selbst der ungern seine Ablehnung von der Akademie stelle dem königlichen Entschluss selbst zuvorkommen wollte, sah in den allerdings vorhandenen Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten unter den Berliner Hof Einflussreichen Personen z. B. d. Marquis Lucchesini die Ursache davon und drückte sich in seiner Selbstbiographie darüber sehr unpersönlich aber sehr abfällig aus seine beiden Hauptratgeber waren in diesen Angelegenheiten Gleim und Moriand. Etwas herabgestimmt, und ohne doch ganz von dem Gedanken an eine Anstellung [gänzlich] im Dienst des Königs leben zu können, blieb er noch in Berlin ein paar Tage ohne die Heimkehr nach Genf war ihm durch die Audienz beim König einstweilen in den Hintergrund getreten. Er überlegte sich was für Stellungen in der preussischen Monarchie für ihn geeignet wären. Da starb Lessing in Wolfenbüttel. Der Nachfolger des grossen Mannes zu werden, Verstehen und uneingeschränkter Benützer einer der reichhaltigsten Bibliotheken schien seinem gegenwärtigen Zustand die angemessenste Lösung. Mit einem Empfehlungsschreiben des Grafen Finken ausgerüstet begab er sich nach Braunschweig. Die Stelle war bereits an Langer vergeben.



Eine Seite von Gundolfs Müller-Manuskript.
Am Rande eine Skizze Friedrichs des Grossen von Gundolfs Hand.

Grundprinzipien fand oder suchte, nach denen er in seiner Geschichtsschreibung selber «das Material der Geschichte ordnete oder die Geschichte der Völker geleitet wissen wollte». Müller fand keinen zweiten solchen Gewährsmann, «der durch Taten die Theorien bestätigte, und nach Müllers Glauben waren ja die Taten nur Ausfluss jener Grundsätze, nicht umgekehrt». Bei Müllers Besprechung der philosophischen Schriften des Königs stellt Gundolf das Bemühen fest, «dem etwas platten Deismus des Königs die Seiten abzugewinnen, die seinen eigenen, positiveren religiösen Anschauungen gemäss waren». Friedrichs Toleranz erleichterte Müller eine nachsichtige Andeutung; die Heldenverehrung machte diese zum Bedürfnis. Friedrichs negative Einstellung zur christlichen Religion suchte Müller z. T. aus dem Jugenderlebnis zu erklären, da der königliche Prinz «von widerwärtigen Theologen das Christentum und von glänzenden Geistern den Atheismus gepredigt bekam».

In Müllers Analyse des Briefwechsels zwischen Friedrich und Voltaire entdeckte Gundolf eine zusammenfassende Charakteristik Voltaires, die vollständigste, die in Müllers Werken über diesen Mann, der so grosse Wirkung über ihn selbst ausgeübt hat, sich findet. «Es ist nicht unwichtig zu sehen, wie der Hauptbegründer der Aufklärung, deren Aufnahme und Ausscheidung Müllers Weltanschauung geformt und einen grossen Teil seiner jugendlichen Geistesgeschichte ausgefüllt hatte, als Persönlichkeit und Principium sich Müller darstellte, nachdem jener Prozess zum Abschluss gekommen war und Müller in der christlichen Religion die Grundwahrheiten gefunden, deren er bedurfte, um mit der Welt in Einklang zu sein.» Die Antithese Friedrich — Voltaire, so stellt Gundolf fest, lasse das Bild des Königs noch deutlicher und heller hervortreten. «Ueberhaupt dient die Uebersicht über die Correspondenz und die Correspondenten Müller vor allem als Folie für Friedrich; es ist ein technischer Kunstgriff, mit dem er den Grundzweck dieser Recension, der Herausarbeitung von Friedrichs Bild und der Recensentenpflicht gleichzeitig genügte.»

Gundolf holte abschliessend zu einer Gesamtwürdigung der Rezension aus: «Die Recension über Friedrich ist wichtig, weil bei diesem grossen und umfassenden Gegenstand beinahe alle Grundgesinnungen Müllers zur Sprache kommen, unbefangener und naiver, als wo er sie systematisch zu einem politischen Zweck anordnet, wie im Fürstenbund oder wo er sie als Maximen in eine historische Darstellung einstreute. Nur noch in seinen Briefen gab er sich so unbefangen wie in dieser Recension. Hier hatte ihm ein zugleich aktueller und welthistorischer Gegenstand die Zunge gelöst. Er be-

durfte keines gespannten Pathos und keiner Ueberredungen und musste sich keine Zurückhaltung seiner Kräfte im Interesse eines unpersönlichen Zweckes auferlegen. Der Gegenstand dieser Recension unterschied sich von allen übrigen über die er bisher Reden oder Abhandlungen verfasst hatte, dadurch, dass er nicht abstrakt sondern eine greifbare, ihm dazu noch persönlich bekannte Menschengestalt war. Es galt kein weitläufiges Material zu sichten und zu bearbeiten, sondern nur bekanntes anzudeuten, anzuwenden und zu gruppieren, dass ein Bild heller begriffen würde, das alle Menschen kannten. Müllers positive Stellung zur geoffenbarten Religion, seine Abneigung gegen Spekulation und Metaphysik, seine Heldenverehrung, seine Auffassung von der Relativität der Regierungsformen, sein Glaube an den belehrenden Wert der Geschichte, seine Verehrung altertümlicher Heldenkraft, deren Wiedergeburt er in Friedrich fand, seine Concilianz und Toleranz, diese Grundtriebe seiner Historikerseele finden wir alle an der Composition dieser Besprechung beteiligt, alle seine persönlichen und wissenschaftlichen Fähigkeiten und Begrenztheiten lassen sich hier nachweisen: das Vermögen, sich in fremde Seelen einzufühlen und die konziliante Unparteilichkeit, mit der die individuellen Schranken eines Menschen aus seiner Lage, aus seiner Geschichte erklären, überhaupt der Takt mit dem aus seiner Gesamtvision einer Gestalt alle einzelnen Merkmale gedeutet, ohne Rücksicht auf Sympathie oder Antipathie und die widersprechenden in Einklang gebracht werden, das Verständnis für individuelle Verhältnisse. Innerhalb der Gesamtproduktion Müllers nimmt diese Recension einen besonderen Platz ein, als das einzige individuell detaillirt ausgeführte Porträt und der einzige Versuch aus litterarischen Denkmalen das Bild einer geschichtlichen Persönlichkeit aufzubauen. Seine Porträts sind sonst nur in allgemeinen Umrissen durch Zusammenstellung von Eigenschaften und bezeichnenden Zügen, durch pragmatische Analyse hergestellt. Worauf es Müller ankam mit diesem Essay und wohin seine Fähigkeiten tendirten, wird uns noch klarer, wenn wir es mit einem ähnlichen Versuch Herders über denselben Gegenstand vergleichen, einem Aufsatz über Friedrichs nachgelassene Werke in den Briefen zur Beförderung der Humanität.» Müllers Schilderungen der historischen Epochen erwachsen nach Gundolf aus der Freude an der einzelnen Existenz, für Herder aus der Freude an den Verwandlungen des Ewigen.

Als Germanist schenkte Gundolf Müllers Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Literatur besonderes Interesse. Müller hat als einer der ersten auf das Nibelungenlied hingewiesen. «Der Nibelungen

Lied könnte die teutsche Ilias werden», schrieb er in seiner Schweizergeschichte[10]. Gundolf erwähnt Müllers Besprechung der von Professor Müller in Berlin besorgten Nibelungenausgabe und bemerkt dazu, dem Herausgeber seien die ermutigenden Worte «einer Autorität wie des Schweizer Historikers» doppelt willkommen gewesen, nachdem «der grosse König» darüber ein so abfälliges Urteil gefällt hatte[11]. Müllers Besprechungen haben nach dem Urteile Gundolfs in der Geschichte der Germanistik einen neuen Abschnitt zwar nicht herbeigeführt, aber deutlich angekündigt. Müller glaubte sich fast verpflichtet «als der genaueste und wohlwollendste Kenner des Mittelalters» sein Wissen in den Dienst der Literatur- und Kulturgeschichte zu stellen. «Als Historiker, Kulturhistoriker vor allem, betrachtet er diese Litteraturdenkmale nicht ohne einige sprachliche Abschweifungen, die auf Gesinnung und Denkart jener Epoche Licht werfen können.‚Wieviel gewinnt unsere Kenntnis der Sitten & Sprache durch diese Gedichte.' Die Sprache ist dabei, was uns freilich selbstverständlicher erscheint als jener Zeit als ein eminent kulturhistorisches Phänomen betrachtet und als eine der wichtigsten Quellen der kulturgeschichtlichen Erkenntnis. Der Keim der germanistischen Studien, den die Romantik zur Blüte und die Brüder Grimm mit ihrem philologischen Nachwuchs zur Frucht brachte, wird hier ganz beiläufig das erstemal deutlich aufgedeckt, zugleich deutlich, wie tief die Tendenz zur allseitig historischen Erhellung des Mittelalters in dem Geschichtschreiber der Schweiz Wurzel gefasst hatte. Als Kontrast, der ihm die mittelalterlichen Zustände und Gesinnungen verdeutlichte, hatte er immer ganz selbstverständlich das klassische Altertum vor sich, das den späteren Germanisten nicht mehr so das historische Zeitalter an sich war, das allgemein Menschliche, wie für Müller. Wir müssen uns lebhaft vergegenwärtigen, dass für Müller noch nicht wie für uns das klassische Altertum auch eine historische Form der Geschichte, meinetwegen die beste, sondern eben die normale, das Mass war.

Der Vergleich mit der Antike war allerdings bei der Eneit gegeben und der geeignetste Standpunkt dem mittelalterlichen Gedicht seine eigentümliche Stellung anzuweisen. (Ueberhaupt benutzte

---

[10] Schweizer Geschichte Bd. II, 1786, S. 121. Vgl. meinen Aufsatz *Johannes von Müller und Jacob Grimm* (Schweiz. Zeitschr. f. Gesch. Bd. 14, 1964, S. 112—115.

[11] Müllers Besprechung des Nibelungenliedes und der übrigen von Gundolf erwähnten Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen sind in den Göttinger Gelehrten Anzeigen erschienen und wurden wieder abgedruckt in SW X 45—69. Vgl. Eduard Studer, *Lassberg und von Arx* (Joseph von Lassberg, Mittler und Sammler, hsg. von Karl S. Bader, S. 170 ff.).

er das Altertum als den allgemeinen Hintergrund von dem sich alle späteren Zeitalter durch ihre Besonderheiten abheben, derart, dass das Individuelle zugleich eine verdeutlichende Einschränkung des Allgemeinen erscheint.) Der fromme, unantikische, romantische Geist der Arbeit wird an vielen einzelnen Beispielen dargetan. Eine so scharfe und deutliche Auffassung der mittelalterlichen Gesinnung und Geistesart ohne süssliche Romantik und ohne aufklärerischen Hochmut dürfen wir bis dahin nicht in deutscher Literatur suchen, auch bei Herder nicht, der [sich] mehr [in] Umrissen und Ahnungen, als in Darstellung und Realien erging. Hier wurde am Beispiel demonstrirt und das war der Fortschritt. Herder hatte mit seiner Darstellung des Annoliedes zwar ähnliches versucht, aber dort war doch bei weitem das Hauptgewicht auf die Hervorhebung des dem Pindarischen und dem Annodichter-Geist Gemeinsamen gelegt, zur Zerstörung eines Vorurteils. Müller war es wirklich um die Darstellung der Besonderheit zu tun. Solche typischen Züge des barbarischen Sängers sind Vorliebe und Geschick für Darstellung [von] Schrecknissen und Graus nicht aus absolutem Ueberwiegen dieser dunklen Seiten der Welt im Mittelalter sondern aus geringerer Mannigfaltigkeit des Genusses. ‚Genuss war damals nur in Liebe und Schmaus.' Das Wesen und die Ausdrucksformen, der mittelalterlichen Minne sind bis ins Sprachliche hinein scharf und richtig aufgefasst; überhaupt überrascht uns hier Müller das erstemal durch feinere aesthetische Beobachtungen, besonders, wo es sich darum handelt, die Wirkung jener Zustände aufs Geistige und besonders auf das Darstellungsvermögen zu ergründen. Auch hier ist die Herdersche Methode oder viel mehr Geistesart fruchtbar; aber Müller ist vielleicht eben infolge seines Mangels an spekulativer Weite und Tiefe plastischer aufs Darstellen angewiesen. Sehr gut, eines Goethe würdig durch die Uebersicht über menschliche Zustände und ihre zeitlichen Wirkungen und für die Charakterisierung mittelalterlicher deutscher Poesie. Richtiger als aller romantische Nebel ist folgendes» — Gundolf zitiert aus Müllers Besprechung der Eneidt von Veldeken: «An diesem Stück und an den eingewobenen Dichtungen ist nicht schwer den Einfluss der damaligen Armuth an Begriffen auf den Geschmack zu sehen: bei so geringem Vorrath kann sich der Dichter an einer Sache nie satt mahlen; es kömmt hierzu, dass in dem einsamen Leben auf den Burgen der Geist lang ob einer Sache haftet, nicht wie im Cirkel der grossen Welt, wo immer eines das andere drängt und fortstösst[12].»

---

[12] SW X 54 — Gundolf zitiert etwas frei.

Gundolf fand es besonders reizvoll, aus Müllers Parcival-Besprechung zu erfahren, «wie dies nun allberühmte und wenn auch nicht dem Inhalt so doch der Stimmung nach allen vertraute Gedicht als ein Novum auf einen damaligen Literator wirkt». Müller habe auf den didaktischen Charakter dieser Dichtung grosses Gewicht gelegt. «Dabei verfällt er nicht in den Fehler, das Individuelle Wolframs mit dem Geist des Mittelalters überhaupt zu verwechseln, sondern er findet auch die persönlichen Ansichten des Dichters, vor allem die Toleranz gegen die Heiden heraus. Zu solcher Kenntnis war schon eine genauere Bekanntschaft mit jener Epoche erfordert. Er führt diese individuellen Züge auf morgenländische Einflüsse zurück, die seit den Kreuzzügen eingedrungen waren. Parcival ist ein Telemach. Auf den Fénélonschen Erziehungsroman wird mehrmals Bezug genommen ...»

Diese Hinweise mögen genügen, um auf Gundolfs Müller-Materialien aufmerksam zu machen, die es verdienen, von der Forschung beachtet zu werden.

Die Einleitung zu diesem Aufsatz erschien in etwas kürzerer Form in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 5. Juni 1966.